

Mehr Vertrauen!

Von Otto Cohnauz S. J.

Eine der Haupttugenden, auf die Christus seine Religion und seine Religiosität aufgebaut wissen will, ist das Vertrauen. „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind (dir) vergeben“ (Mt 9, 2) — „Meine Tochter, sei getrost, dein Glaube hat dir geholfen“ (Mt 9, 22) — „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16, 33). Solche und ähnliche Aufmunterungen ergehen fortwährend aus seinem hochheiligen Munde, und kaum etwas trifft häufiger sein Tadel als Kleinmut und Kleinglaube. Seine Anhänger sollen sich als Kinder Gottes, nicht als Sklaven fühlen, sollen alles unnötige Bangen und Sorgen abwerfen und sich vertrauensvoll der Leitung ihres Gottes hingeben. Nicht, als ob er die Furcht vor Gott ausgeschlossen, oder Uebelwollenden „nicht die Hölle heiß gemacht hätte“, wie es in einem kürzlich erschienenen Aufsatz heißt! Man denke nur an seine Parabel vom reichen Brässer, vom trägen Knecht, von den törichten Jungfrauen, an seine ernsten Worte über den Verführer, dem es besser wäre, „daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde“ (Mt 18, 6), an die Forderung, lieber Auge, Hand und Fuß, falls sie der Sünde dienen, abzuhauen, als dem ewigen Feuer zu verfallen (Mt 18, 8), an seine Drohung mit der Hölle, „wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt“ (Mt 9, 48). Wo es nottat, hat Christus seinen Zuhörern wohl die Hölle heiß gemacht. Er fordert gebieterisch die ganze Hingabe des Herzens an Gott, und wo er bewußte und frei genährte Abwendung von Gott, Bevorzugung der Erdendinge vor Gott findet, da scheut er sich nicht, alle Register der Furcht zu ziehen. Aber wahr bleibt es, daß er solche Mittel nur als äußersten Notbehelf oder als erste Grundlegung betrachtet, daß dagegen vorzugsweise das

Vertrauen auf Gott das ganze religiöse Leben der Christen durchdringen soll.

Ist das nun heute der Fall? Zweifelsohne wird viel Vertrauen geübt, fügt ja doch das ganze Christenleben auf dem Vertrauen. Denn warum anders betet man, empfängt man die heiligen Sakramente, kämpft man gegen die Versuchungen, erträgt man die vielen irdischen Leiden und erfüllt man alle Christenpflichten? Man hofft dadurch Gott zu gefallen und das ewige Heil zu erreichen. Man vertraut, daß Gott einem dieserhalb gnädig sein werde. Vertrauen ist also da und wird viel — bei jedem guten Werk schon — geübt; denn vertraute man nicht, dadurch sein Seelenheil zu fördern, würde man es unterlassen. Das sei solchen zum Troste gesagt, die da fortwährend klagen: „Ich habe gar kein Vertrauen“ und dabei doch die Heilsmittel treu gebrauchen. Sie üben mehr Vertrauen, als sie glauben. Sie zeigen es durch die Tat.

Etwas Wahres enthüllt allerdings ihre Klage: sie vermissen das Gefühl des Vertrauens, oder besser gesagt: die Wärme des Vertrauens. Im wesentlichen kommt es nun ja nicht darauf an, aber beide, Gefühl und Wärme, sind doch von solchem Werte für das geistliche Leben, daß auch sie gefördert werden sollten. Und zudem: oft genug ist das Tatvertrauen vieler doch noch mit zu viel Zweifel und Furcht vermischt. Sie beichten zwar, fragen sich aber doch ängstlich: „Wird Gott auch wohl alles vergeben haben?“ Sie suchen redlich, ihr ganzes Leben nach Gottes Wohlgefallen einzurichten, fürchten aber doch immer, Gott stehe ihnen eher tadelnd als anerkennend und liebend gegenüber. Sie glauben zwar an Gottes Versicherung, seinen Getreuen beistehen zu wollen, stellen sich aber immer die bange Frage: „Wie wird es mir gehen? In der Versuchung oder wenn jenes Leid käme? Und wie erst im Tode und Gericht?“ Immer das zweifelnde: Wie? Der Psalmlist redet anders: „Mein Hirte ist der Herr, nichts mangelt mir“ (Ps. 22, 1) — „Auch wenn ich wandeln muß in Todesschatten, kein Unglück fürcht' ich, denn du bist bei mir“ (Ps. 22, 4) — „Es mög' mich deine Huld geleiten durch alle Tage meines Lebens. Im Hause Jahwes darf ich weilen die Fülle meiner Tage“ (Ps. 22, 6) — „Wenn du, o Herr, nachträgst die Sünden, o Herr, wer könnte da bestehen? Ich weiß, bei dir wohnt Milde, Herr, und dein Gesetz gibt mir Vertrauen. — Ja, auf sein Wort vertraue ich und harre auf den Herrn“ (Ps. 129, 3—5). Er spricht

freudig sein Vertrauen auf Gottes Wort aus. Er sagt nicht: „Wie wird es gehen? Wird Gott verzeihen?“ sondern: „Mit Gottes Hilfe wird es gewiß gehen, werde ich ungefährdet durch Nebel und den Tod hindurch gehen; Gott wird gewiß verzeihen.“ Darum beseelt ihn Freude, Sorglosigkeit, eine Seelenstimmung, die manchen ernst um Gottes Wohlgefallen sich bemügenden Christen leider noch oft abgeht.

Zu ihrem Schaden! Denn einmal wird ihr ganzes geistliches Leben dadurch leicht zu gedrückt. Sodann erreichen sie nie die Vollkommenheit, die sie erreichen könnten, schlagen sie ja stets den Weg der Furcht ein und beschränken sie sich zu viel auf Anmutungen dieser Art. Die Furcht Gottes ist aber bekanntlich nur der Anfang der Weisheit. Daß sie zu der innigen Gottvereinigung für gewöhnlich nicht gelangen, ist leicht ersichtlich, fehlt es ihnen dazu doch an dem nötigen Vertrauen. Ich sage: für gewöhnlich; denn bisweilen läßt Gott bekanntlich schon weit Fortgeschrittene zur weiteren Läuterung noch in Nächte und Angste versinken. Daß ferner Gott durch solche nur auf Furcht aufgebaute Seelenhaltung nicht so sehr geehrt wird und sich so zur Vertraulichkeit neigt, wie es bei der vertrauensvollen Hingabe der Fall ist, bedarf keiner Erwähnung. Gereicht es denn einem Vater zur Freude, wenn ein Kind, mit dem er es doch gut meint, sich scheu fernhält und trotz aller gütigen Zusicherungen vor ihm bangt und zittert? Und gar erst, schenkt er diesem seine ganze Liebe und Vertraulichkeit? Dazu kommt dann noch, daß solche fürchtende Seelen sich unnötigerweise Leben und Sterben erschweren. Gestand doch ein gut katholischer alter Arzt aus seiner Erfahrung heraus, daß er Priester und Ordensleute beiderlei Geschlechtes sich von all seinen Kranken am meisten vor dem Tode habe fürchten seien. Verallgemeinert wäre solches Urteil entschieden falsch, aber wahr bleibt es doch, daß oft solche, die am wenigsten Grund hätten, am meisten sich vor dem Tode ängstigen? Warum? Weil es an der rechten Selbst- und Fremderziehung fehlte. Man wurde zu viel zur einseitigen Furcht angeleitet und hat sich dann selbst so einseitig weiter gebildet. Alles das ist Grund genug, selbst wieder in ihr das Vertrauen zu pflegen und es unseren Pflegebefohlenen wieder mehr einzulösen.

* * *

Zu diesem Zwecke tätet wohl zu allererst ein rechter Gottesbegriff not.

Wenn so viele in der Furcht stecken bleiben, so kommt es daher, weil sie sich eine trübe Vorstellung von Gott machen. Sie sehen in Gott nur einen äußerst strengen Herrn, der sie und die Welt nur geschaffen hat, um seine Herrscherrechte ausüben zu können, der unerbittlich mit strenger Miene Unterwerfung und harten Frondienst von ihnen verlangt, zu diesem Zwecke die schwersten Pflichten und Gesetze auferlegt, mit strengem Blicke auf ihre Erfüllung achtgibt und bei den kleinsten Verfehlungen sofort Zorn und Strafen bereit hält. Nach höherer Vollkommenheit strebende plagt er dazu noch mit inneren Einsprechungen, verlangt ihnen bald dieses, bald jenes Opfer ab, so daß sie keinen Augenblick zur Ruhe kommen — denn was gilt solchen Seelen nicht alles als „Einsprechung des Heiligen Geistes“! — Wird das eine oder andere Opfer nicht gebracht, die eine oder andere Einsprechung nicht befolgt, oder kommt sogar ein Fehler vor, dann ist es mit der Freude Gottes an einem und mit seiner Freundschaft sofort aus. Gott zieht sich und seine Gnade zurück und am Ende droht das strenge Gericht und ein endloses Fegefeuer, wenn nicht gar die Hölle. Daß Gott vergebe, hat man vernommen, traut aber dem Wort nicht recht, wagt auch nicht, zutraulich zu Gott zu reden, sondern geht bei all seinem Mühen ganz darin auf, Sündenstrafen abzutragen und Gottes Zorn zu befriedigen. Man dient Gott, aber feuchend unter seinem Zuche und ihn fürchtend, verkehrt mit ihm nicht wie ein Kind mit dem Vater, sondern steht zu ihm wie ein scheuer Sklave zu seinem harten, lieblosen Herrn.

Ist ein solcher Gott der Christen Gott? Oder nicht vielmehr der der Pharisäer- und Schriftgelehrtenschule? Geht Christi Bemühen nicht ganz darin auf, an seine Stelle den Vater-Gott zu setzen, uns aus dem Angst- und Zwangsdienst des alten Gesetzes zu befreien und die Überzeugung beizubringen, daß wir von Gott als Kinder angenommen sind und dementsprechend unsere Stellung zu ihm als Kindesverhältnis ansehen dürfen und sollen? Wer Christi Lehre folgt, der sieht in Gott auch seinen Herrn, aber im Gewande des Vaters, der uns nicht wie Knechte nur in seinen Dienst genommen hat, uns der Arbeit entsprechend lohnt oder straft und dann entläßt, sondern der persönliche Liebe uns entgegenbringt, mit uns vertraulich verkehren und einst mit uns dauernd liebende Gemeinschaft pflegen und uns in den Mitbesitz seiner Güter einsetzen will. Dazu, abgesehen von seiner eigenen notwendig damit verbundenen Ehre,

hat er uns geschaffen. Liebe also hegt er als Grundzug seines Wesens gegen uns, Wohlwollen, Güte, den Wunsch, uns gut zu sein und uns zu beglücken. Erläßt er Gesetze, stellt er Forderungen, verlangt er Arbeit und Opfer, so doch nie wie ein harter Gewaltherrscher, der wie mit Peitschenhieben die letzten Leistungsmöglichkeiten aus seinen Sklaven herauspreßt, sondern wie ein Vater, der nur verlangt, was er höherer Zwecke wegen für notwendig erachtet, die Leistungen der Leistungsfähigkeit der Kinder anpaßt, in Güte die Forderungen stellt und nach getaner Arbeit den Kindern auch gerne Ruhe und Erholung gönnt und sie ihnen durch seine vertraulich-persönliche Gegenwart noch versüßt. Kommen Fehler vor, weiß er wohl zu unterscheiden, ob es nur Schwachheits- oder aber Bosheitsfehler sind. Auf ein demütiges und reuiges „Verzeihe mir, Vater“ hin, läßt er die erstenen großmütig nach; letztere weiß er durch Strafen zu ahnden; gewahrt er aber, daß das Kind unter den Schlägen seinen starren Sinn beugt, unter Tränen reumütig um Verzeihung fleht und ernste Besserung verspricht, dann legt er auch da die Rute beiseite und zeigt sich gütig, als wäre nichts Schlimmes geschehen.

Und nicht nur einmal, nein, des öfteren zeigt er solch erbarmende und versöhnliche Nachsicht. Und hat das Kind die Fehler abgelegt und sich zum treuen Menschen herangebildet, verbrennt er die Rute und schenkt dem Sohne sein Vermögen. Alles Befehlen und Strafen stand nur im Dienste seiner Liebe und des Wunsches, sein Kind gut und glücklich zu sehen. Wo er den Zweck der Strafe, die Besserung, erreicht sieht, da fühlt er sich nicht veranlaßt, sie noch fortzusetzen. Sie ist für ihn weit mehr eine *poena medicinalis* als eine *poena vindicativa*. Ob letztere nicht oft zu viel betont und dadurch der Vater-Gott zugunsten des Herrn und Wächters der sittlichen Weltordnung zu viel zurückgedrängt wird? „Wie gut ist doch Gott“, rief einmal der heilige Ignatius von Loyola aus, „unsere Sünden verzeiht und vergißt er, unsere Tugenden behält und belohnt er.“

Solchergestalt ist der Gott, wie Christus ihn uns im Gegensatz zu dem Schriftgelehrtentum seiner Zeit kennen lehrt, und wo der im Mittelpunkt des ganzen geistlichen Lebens steht, da wird dieses von selbst vertrauensvoller, liebebetonter und damit sonniger und vollkommener; denn „die Liebe ist das Band der Vollkommenheit“. Steht morgens beim Erwachen der neue Tag als düsterer Regentag vor unserem Auge, ist die ganze Stimmung des Tages zu Ernst und

Mißmut geneigt, steigt er dagegen in strahlendem Sonnenglanz heraus, dann jaucht es in unseren Herzen auf und wir vollführen frohgemut unsere Werke bis zum Abend. Aehnlich ist es mit dem Gottesbegriff. Je nachdem er düster oder sonnig ausfällt, wird sich über die ganze Frömmigkeit düstere Schwermut oder freudige Sonnigkeit lagern. Alles hängt in erster Linie also davon ab, daß wir uns und unseren Unbefohlenen den rechten Gottesbegriff zu eigen machen. Leider geht hier, besonders seit den Tagen des Jansenismus, noch zu viel vom Schreckensgott in der aszetischen Literatur um.

* * *

Ist der Gottesbegriff wieder richtiggestellt, werden die beängstigenden Schatten auch aus den verschiedenen Frömmigkeitsgebieten weichen.

Es werden gutgesinnte Seelen nicht mehr jeden Augenblick fürchten, nie genug getan, Gott nie zufriedengestellt, immer wieder seinen Zorn verursacht und seine Gnade verscherzt zu haben. Sie werden sich sagen, daß der Vater mit dem, was ihr tägliches Leben bringt, zufrieden ist, und wenn er noch besondere Opfer wünscht, sie ihnen nur in bescheidenem, leicht erträglichem Maße auferlegen wird, daß Gott die Seinen keineswegs in enge Panzer einschnürt und ihnen jeden frohen Herzensaftschwung unmöglich macht, sondern ihnen gern auch Ausspannung zuteil werden läßt. Sie werden den ihnen angezwungenen Saulspanzer, der ihr geistliches Leben so unfroh und unerträglich machte, ausziehen und wie David, uneingeckt durch Starrheit, zu den ihnen liegenden Waffen greifen und mutter und ungezwungen den Goliath besiegen und für Gott streiten. Gott verlangt von keiner Seele mehr, als sie mit seiner Gnade leicht bewältigen kann. Sein Zoch soll im Gegensatz zu den Pharisäern, die mit immer neuen und kleinlichen Vorschriften das Herz einengten, sanft und seine Bürde leicht sein. Er räumt mit all den die Menschen jeden Augenblick außer Atem haltenden Anforderungen auf; wird das Große des Gesetzes erfüllt, ist er zufrieden. Ein Wink für solche Seelen und Seelenführer, die da glauben, der Vollkommenheit halber sich und anderen jeden Augenblick neue Opferchen aufzlegen zu müssen und so in ewigem Zwang leben! Besonders bei Ordensleuten ist doch das, was zur Vollkommenheit führt, durch die Gelübde, Regeln, Tagespflichten schon genau festgelegt. Warum diese damit

quälen, jeden Augenblick noch nach neuen Opferchen zu suchen, und, falls diese nicht gebracht werden, sich in Unruhe ob der Untreue zu vergraben? Liegt hier unter dem Scheine des Guten nicht oft eine Versuchung des bösen Feindes verborgen, der nur den Frieden und das Gottvertrauen rauben will? „Die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Vertrauen, Sanftmut“ (Gal 5, 22). Wo diese gestört werden durch zu große und ängstliche Selbstaufpeitschung, da weht nicht der Heilige Geist. Was gegen diese spricht, „ist kein Gesetz“ (Gal 5, 29), sondern Täuschung. Gute Seelen schnürt der Heilige Geist nicht ein, noch weniger veranlaßt er sie, sich mit zu viel besonderen Opfern zu überladen und dadurch traurig, verzagt zu werden und an ihrem ewigen Heile zu verzweifeln. Ordensleute, und das gilt auch von anderen ernst strebenden Seelen, gewöhne man deshalb daran, die ihnen durch ihre Pflichten vor-gezeichneten Opfer freudig zu bringen und dann froh aufzutreten in dem Gedanken, Gott zufriedengestellt zu haben. Wünscht Gott noch andere Opfer, wird er es schon kundgeben und damit Frieden und Ruhe verbinden. „Gott verlangt doch so wenig“, meinte der fromme P. Eberschweiler S. J., „befolgen wir nur unsere Regel, so ist er zufrieden.“

* * *

Vom Vater-Gott fällt sodann auch Licht auf ein Zweites, das guten Seelen so viel Grund zum Misstrauen bietet: die Sünde.

Wie viele, auch durchaus nicht skrupulöse Seelen, nehmen die Vergebung begannener und gebeichteter Sünden zwar gläubig an, wagen sich aber der vertrauenden Sicherheit und Freude doch nicht recht hinzugeben. Immer will es ihnen scheinen, als sei doch noch nicht alles ganz in Ordnung, als sei Gott doch nicht so ganz versöhnt, als bleibe bei ihm doch noch eine gewisse Kälte zurück. Und doch ist solche Auffassung unrichtig, denn auch sie beruht wieder auf einem falschen Begriff von Gott, wiederum dem eines unerbittlichen und launenhaften Gewaltherrn, der heute zwar seinen Zorn einstellt, morgen aber ihn wieder aufleben läßt und dem Knecht die alten Sünden bei nächster Gelegenheit wieder vorhält. So handelt kein rechter Vater. Was er einmal verzeiht, das verzeiht er ganz. Von Gott heißt es darum: „Barmherzig ist der Herr und gnädig, langmütig und erbarmungsreich. Nicht wird er zürnen fort und fort,

noch wird er ewig grossen. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden, vergilt uns nicht nach unseren Missataten. Denn wie der Himmel von der Erde weit, ragt mächtig sein Erbarmen über alle, die ihn fürchten. Wie weit der Aufgang fern vom Untergang, so weit warf er hinweg all unsere Sünden. Wie sich erbarmt ein Vater seiner Kinder, erbarmt der Herr sich aller, die ihn fürchten. Er kennt ja unser schwach Gebilde, er weiß, wir sind nur Staub" (Ps. 102, 8—14). Deshalb sagt ja auch der göttliche Heiland betreffs des Bußsakramentes: „Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen" (Jo 20, 23). Das ist doch auch ein Glaubenssatz, dem wir unbedingt vertrauen können und müssen. Da noch bangen, ob auch wirklich alles mit Gott wieder in Ordnung sei, ist Kleinglaube. Eine Klosterfrau, die schrieb, sie vertraue ihre vergangenen Sünden dem Heiland an, er werde schon alles ordnen, antwortet darum der vorhin erwähnte P. Eberschweiler: „Sie schreiben . . . so viel als möglich suche ich sie (die früheren Sünden) zu vergessen, sagen Sie lieber, sie liegen zu lassen, mich nicht mehr darum zu kümmern. Da ist nichts mehr zu ordnen. Das Vergangene ist geordnet, und es ist nicht der harmherzigen Liebe Jesu zu überlassen als etwas, was erst zu ordnen wäre, sondern als etwas, das er durch seine harmherzige Liebe geordnet hat und deshalb Dankbarkeit erwartet, aber ohne jede Besorgnis, als ob doch etwas nicht im Reinen wäre."

Wie wahr und weise solche Worte! Möchten doch alle Seelenführer die ihnen anvertrauten Seelen zu solch unbedingtem Vertrauen auf die gänzliche Vergebung und zur Aufgabe aller weiteren Besorgnisse erziehen, ganz nach dem Beispiele des Heilandes, der ja zum Gichtbrüchigen das schöne Wort sprach: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind (dir) vergeben" (Mt 9, 2). Wer einmal gut beichtete, ließ alle Sünden hinter sich wie der ans Land steigende Seefahrer das stürmische Meer. Zur Sicherheit in Gott, zur Dankbarkeit gegen Gott, zu erhöhter Liebe und größerem Zutrauen zu ihm, der so vieles gütig erließ, soll das Andenken an frühere gut gebeichtete Sünden anregen, nicht aber zur Furcht, Angst und Verzagtheit. Ob letztere nicht häufig darauf zurückzuführen sind, daß man bei Exerzitien und Missionen bisweilen zu viel auch gute Christen anhält, immer wieder der alten Sünden zu gedenken? Demut will man damit weden und erzeugt oft nur Kleinmut und Unsicherheit.

Jedenfalls müßte bei solchen Rückblicken eingehend betont werden, daß die einmal gut gebeichteten Sünden für immer getilgt sind und vor Gott nicht mehr störend wirken, daß diese im Gegenteil um so mehr Grund enthalten, Gott zu vertrauen, da er so vieles so bereitwillig und gänzlich erließ.

Größere Störung des Friedens als die vergangenen Sünden pflegen bei Gutgesinnten oft neu begangene Sünden zu verursachen. Man ward vielleicht nach langer Zeit der Gottesstreue von einem schwereren Fehlritt überrascht, oder trotz der besten Vorsätze ertappte man sich doch wieder bei den alten Charakterfehlern, und da kehrt dann die alte Klage wieder: „Nun ist Gott erzürnt, nun zieht er sich zurück“, und es fehlt an Mut, vertraulich Gott zu nahen.

Wohl ist Gott über ganz freiwillige Sünden erzürnt, aber er weiß wie ein Vater auch wieder zu verzeihen und Nachsicht zu üben. „Er kennt das Gebilde, aus dem wir sind.“ Erblickt er einerseits in der Sünde ein großes ihm angetanes Unrecht, so schaut er anderseits in ihr das größte seinem Kinde zugestochene Unglück, und darum ist er des Erbarmens und der Hilfsbereitschaft voll. Hat er doch auch seinen göttlichen Sohn zu dem Zwecke gesandt, den Sündern ihre Last abzunehmen und sie mit dem Vater wieder zu versöhnen. So manche gute Seelen meinen nach Sünden: „Was mag jetzt der Heiland von mir denken? Wie wird er mir zürnen!“ Sie vergessen, daß sein Zorn nur den unbußfertigen Sünder trifft, daß auf den reuigen Sünder aber seine harmherzige Liebe wartet, um wie ein Arzt die Wunden seiner Seele zu heilen. „Du kannst es nicht glauben“, sprach er einst zur Schwester Benigna Consolata, „welch eine Freude ich empfinde, wenn ich mich als Heiland betätigen kann. Dann finde ich meine größte Befriedigung: ich stelle die schönsten Meisterwerke aus jenen Seelen her, die ich aus dem tiefsten Elend und aus dem Schmutz herausgezogen habe Wo guter Wille ist, da kann ich wirken. Meine Liebe geht darauf aus, all dieses Elend zu verzehren, und je mehr eine Seele davon aufweist, aber demütig und zerknirscht dabei ist, um so mehr Freude bereitet sie mir, weil sie mir mehr Gelegenheit gibt, meine Sendung als Heiland auszurüben. Doch was ich besonders sagen will: Die Seele soll niemals Angst vor Gott haben.“

Ob diese Worte eine wirkliche Offenbarung enthalten oder nicht, auf die Frage kommt es jetzt nicht an. Jedenfalls enthalten sie eine

dogmatisch feststehende Wahrheit. Das ist das Wesentliche. Nicht brennt der Heiland darauf, die begangenen Sünden zu strafen, sondern er sehnt sich, an einer sündig-reuigen Seele seine Heilstätigkeit ausüben und an ihr sein Leiden und seine Verdienste nutzbar machen zu können. Sagt doch auch der heilige Johannes: „Meine Kinder, das schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt. Wenn aber jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater: Jesus Christus, den Gerechten. Er ist die Sühne für unsere Sünden, und nicht allein für die unseren, sondern auch für die der ganzen Welt“ (1 Jo 2, 1. 2.). Wie wenig aber ist dieser Gedanke: Jesus kommt uns nach der Sünde als Fürsprecher, dazu noch mit all seinen Verdiensten beim erzürnten Vater zu Hilfe, lebendig! Wäre er es statt des anderen: „Nun ist auch noch der Heiland dir abgeneigt“, wieviel Kleinmut würde alsdann schwinden! Wieviel Vertrauen die Herzen ermutigen!

* * *

Mit der Sünde hängt nun wieder ein Anderes zusammen, das viele gute Seelen nicht zur Ruhe kommen lässt: die Angst vor dem Gericht. Denken sie daran, so steht vor ihrem Auge einzig der strenge Richter in unnahbarer Majestät, mit zornefüllster Miene, ein Richter, der mit gebieterischem Blick alle Winkel der Seele durchsucht und erbarmungslos die strengsten Strafen auch über die kleinsten Fehler verhängt.

Wohl ist Gott nach dem Tode ein strenger Richter, aber man übertreibe auch da nicht; denn einmal hat er jedes Gericht dem Sohne übertragen. Schon das gibt dem Gericht ein anderes, tröstlicheres Gesicht. Die unverhüllte reine Majestät Gottes erschreckt uns, den Heiland aber kennen wir aus seinem Leben und Wirken. Dazu ist er unseres Geschlechtes; und muß er auch unerbittlich nach Befund die Seelen richten, so lässt doch der Umstand, daß er richtet, das Bangen nicht aufkommen, das uns befällt, wenn wir uns als Richter nur Gott in seiner unendlichen Höhe und Erhabenheit vorstellen.

Sodann: der Menschensohn richtet uns! Es erwartet also alle Gutgesinnten ein Richter, der sie liebt, mit dem sie durch Glauben und Liebe verbunden waren, für den sie manches Opfer brachten, und der sich ihnen so oft in der heiligen Kommunion selber schenkte. Dieser Richter sieht seinen Getreuen mit unendlicher Liebe ent-

gegen und er ist vor allem darauf bedacht, zunächst das Gute an ihnen zu entdecken und zu belohnen. „Ich kenne deine Werke, dein Mühen und dein Dulden, ich weiß, daß du die Bösen nicht ertragen kannst und jene, die sich für Apostel ausgeben, ohne es zu sein, auf die Probe gestellt und als Lügner erfunden hast. Auch hast du Geduld, hast um meines Namens willen gelitten und bist nicht ermüdet“ (Off 2, 2. 3.) — „Ich kenne deine Werke, deine Liebe, deinen Glauben, deine Dienstleistung und deine Geduld; ich weiß, deine letzten Werke zeigen Fortschritte gegenüber den früheren“ (Off 2, 19). Mit diesen und ähnlichen Worten beginnt er ja sein Gericht über die Vorsteher seiner Kirchen. Sollte es droben da wohl anders sein? Und wäre er gerecht, wenn er nicht zuerst das geschehene Gute anerkennen würde? Stellen wir darum das Gericht nicht so dar, als ob es nur in Bestrafung des Bösen bestände, als ob es nur ein Strafgericht wäre!

Allerdings rügt und straft Gott auch das vorgefundene Böse. Aber was findet sich davon bei solchen, die sich bemühten, ihm treu zu dienen, noch vor? Manche gute Seelen blicken zum Gericht nach dem Tode hinauf, als ob dort alle jemals begangenen Sünden aufs neue untersucht und abgeurteilt würden. Wir sahen aber schon, daß die einmal in der Beicht vergebenen Sünden für immer vergeben sind und darum als Schulden im Gericht nicht mehr zur Sprache kommen. Sie sind für Christus im Gericht erledigt, weil sie durch ihn schon früher in der Beicht gerichtet und nachgelassen wurden. „Mit Unrecht“, schreibt wiederum P. Eberschweiler, „nennen Sie Ihre Vergangenheit eine traurige. Das ist auch keine Demut. Die Demut ist Wahrheit. Sie sieht die Rechnung, aber auch die Quittung und beachtet sie wohl mit dankbarem Herzen, zumal sie mit Christi Blut geschrieben ist.“ In der Tat! Darf man einen Alltagsvergleich gebrauchen: jeder hat sein Konto im Hauptbuch Gottes. Jede Sünde belastet die Soll- oder Debet-Seite, aber jede gute Beicht auch die Haben- oder Kredit-Seite mit derselben Summe. Beichtet nun ein Christ regelmäßig und gut, so gleichen sich die Posten hüben und drüben aus, und für das Gericht bleiben nur die Sünden seit der letzten Beicht, oder fand diese kurz vor dem Hinscheiden mit den zugleich verbundenen anderen Sterbesakramenten statt, so ist von Sünden nichts mehr übrig.

Aber die Sündenstrafen? Gewiß, leugnen und verkleinern wir sie nicht! Aber wird nicht durch jede Beicht, durch jedes gute

Werk und ganz besonders durch geduldig ergebenes Hinnehmen des Todes, der, als härteste Buße gedacht, nun doch auch überragenden Bußwert und hohe Sühnekraft besitzt, vieles, ja wohl der größte Teil derselben erlassen? Und dann die heilige Oelung! Ist sie denn nicht besonders zur Tilgung aller Folgen der Sünde eingesetzt? Heißt, von ihr kaum etwas erwarten, dem Werke und Willen Christi nicht seinen Wert und seine Wirksamkeit absprechen? Haben wir es zudem nicht wieder mit dem Vater-Gott zu tun, der dem Knecht auf seine Bitten hin zehntausend Talente erließ? Und mit dem Heiland, der zu dem Schächer sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“ (Lk 23, 43)? Soll also ein sich redlich um Gott bemühender Christ sich so vor dem Gericht fürchten, wie es leider so oft geschieht? Heißt das nicht wiederum in Gott einen Tyrannen erblicken, der wohl allerlei Zusicherungen und Heilmittel gibt, ihnen im Ernstfalle aber ihre Kraft wieder nimmt? Anders und richtiger dachte da ein frommer Benediktinerbruder, der, wie P. von Oer einmal berichtet, auf dem Sterbebett von seinem Obern gefragt, ob er Gott im Gericht nicht fürchte, in seiner einfältig frommen Art antwortete: „O nein! Wir zwei werden schon miteinander fertig.“ So denkt eine Seele, der Gott der Vater-Gott und Christus wahrhaft der Erlöser geworden ist!

* * *

Mit dem Gedanken an das Gericht ist nun noch ein letzter, der so vielen Seelen Zukunft und Gegenwart verdüstert, verbunden: der an das Fegefeuer. Wiederum liegt es fern, seine Bedeutung und Schwere leichter Weise herabsetzen zu wollen, aber man überstreibe auch nicht! Es darf zunächst nicht übersehen werden, daß es doch auch sehr viele Lichtseiten im Fegefeuer gibt. Die vollkommene Sicherheit, nunmehr allen Seelengefahren für immer entronnen und Gottes Freund zu sein, ewig den Auserwählten anzugehören, den Himmel gewiß zu haben, Gott nie mehr beleidigen zu können — das sind jedenfalls Wahrheiten, die jede gottliebende Seele, wie es die „armen Seelen“ ja alle sind, mit überaus großer Freude erfüllen muß.

Anderseits sind die Leiden gewiß groß, besonders die der einstweiligen Gottesferne, aber man übersehe auch dabei nicht, daß sie von den armen Seelen als ein Bedürfnis und als ein Mittel, die

zwischen ihnen und Gott noch bestehende Kluft zu überbrücken, klar erkannt und darum, ähnlich wie es bei manchen mystischen Leiden hienieden schon der Fall ist, mit großer Bereitwilligkeit, ja mit einer gewissen heiligen Sehnsucht übernommen und begrüßt werden. Was sodann die Sinnesleiden anbelangt, so werden auch sie schwer sein, aber auch da halte man Maß. Schilderungen hört man in Armenseelenpredigten und liest man in „Armenseelengeschichten“, daß auch dem Besten der Atem vergeht und ihm der Angstschweiß auf der Stirne steht. Dadurch gerade wird so viel Zutrauen zu Gott in Angst vor ihm verwandelt und das Sterben so unendlich vielen erschwert. Manche Prediger und Schriftsteller scheint geradezu eine Lust zu befallen, in solch schaurigen Darstellungen ihr Möglichstes zu tun. Aber es sei die Frage gestattet, wo in der Heiligen Schrift sowohl, wie in der feststehenden Lehre, wo besonders in der Lehre des Heilands sich der solide Untergrund für derartige Schilderungen finde? Was sodann sogenannte „Gesichter“ anbetrifft — wie wenig Sicherheit können sie, auch wenn sie von „frommen Personen“ ausgehen, verbürgen! Daß solche, die nach langem Sündenleben erst auf dem Sterbebette sich bekehren, oder jene, die mit großen Gnaden von Gott bedacht, ihr doch beharrlich freiwillig und geringschätzend widerstanden, für gewöhnlich eine schwere Strafe zu gewärtigen haben, scheint ohne Zweifel nur zu wahr. Ich sage: für gewöhnlich, denn aus dem Evangelium ersehen wir, wie Gottes Freigebigkeit auch da bisweilen plötzlich alles erläßt. Aber kann man annehmen, daß sonst gute Seelen, Priester, die für Gott treu arbeiten, Ordensfrauen, die ihr ganzes Erdenglück ihm opferten und sich in Werken der Barmherzigkeit verzehrten, Familienwäter und Mütter, die alle Mühen und Lasten für ihn trugen, wegen der ihnen noch anhaftenden, oft doch kleinen Mängel so lange und hart gepeinigt werden, wie es in derartigen Büchern oft geschrieben steht? Wäre Gott dann wirklich der Vater-Gott, wie Christus ihn schildert? Man übersehe doch nicht, daß die Hölle zwar der Strafort für Gottes Feinde, das Fegefeuer aber der Läuterungsort für Gottes Kinder ist, die er liebt. Aber die Gerechtigkeit Gottes? Wir sahen: ihr ist in vielem schon durch die Beichten und guten Werke Genüge geschehen, so daß bei sonst guten Seelen wohl nicht mehr viel abzubüßen bleibt, und daß neben der Gerechtigkeit Gottes seine Vatergüte wohnt, die auch für ihre Kinder im Fegefeuer noch Trost bereit hält.

Damit wären einige der Hauptanfälle für das Vertrauen beseitigt. Verfehlt wäre es freilich, die Furcht Gottes beiseite schieben zu wollen, aber scheinen will es doch, daß ihr zuliebe in der bisherigen Seelsorge und Askese stellenweise das Vertrauen zu sehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Um mit aller Kraft von der Sünde abzuschrecken, häufte man oft zu einseitig die Furchtmotive und vergaß, daß man dabei ebenso wie von der Sünde die Gläubigen von Gott abschrecke. Gebe uns Gott die Gnade, in der heutigen schweren Zeit durch alle Wolken der Furcht doch das gütige Antlitz des Vater-Gottes wieder aufzuleuchten zu lassen — ungezählten gequälten Herzen zur Erlösung!

Der heilige Franz von Sales schreibt an die heilige Franziska von Chantal: „Aber, meine Tochter, ich bitte Sie, daß alle Betrachtungen über die vier letzten Dinge enden mit dem Vertrauen und nicht mit der Furcht und dem Schrecken; denn, wenn sie mit der Furcht schließen, sind sie gefährlich, vor allem die über den Tod und die Hölle“ (Oeuvres de sainte Chantal, XIII, p. 59). Welch einen Gegensatz bildet zu diesen weisen Worten Massillon, wenn er z. B. in seiner Predigt Sur l'Inconstance den Hauptsaß aufstellt: „Alle Quellen des Heils, nützlich zur Bekehrung anderer Sünder, werden unnütz für die unbeständige Seele; das besagt, daß die Unbeständigkeit auf den Wegen Gottes eines jener Merkmale ist, die kaum noch Hoffnung auf Heil läßt“ und wenn er dies dann in drei Teilen eingehend zu beweisen sucht, so daß am Ende der Predigt der Zuhörer unbedingt den Schluß ziehen muß, für ihn sei doch alles vergebens!

Spending der heiligen Sakamente bei den Orientalen.

Von P. Franz Dunkel C. M., Jerusalem.
(Fortsetzung.)

IV. Kommunionritus bei den Kopten.

Kopten (aus dem arabischen Qobt, fehlerhafte Aussprache für Qibt, d. i. Aigyptos) nennen sich die seit Patriarch Dioskur von Alexandrien, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts monophysitischen Nachkommen der alten Aegypter im Gegensatz zu den wenigen griechischen und rechtgläubig gebliebenen Melchiten (seit Photius schismatisch) und zu den mohammedanischen Fellachen. Ihr Glaube